



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### A u s B e r l i n.

Ceremonienscheu des Königs. — Kunstausstellung; die Düsseldorfer; kirchliche und politische Malerei. — Die letzte weiße Rose. — Die Adresse der Breslauer Universität an die von Königsberg.

Wie zu erwarten war, hat der König der im Laufe dieser Woche von seiner am 26. Juli angetretenen Reise zurückkehrte, die ihm von Seiten der Comunalbehörden zugehört gewesenen Empfangsfeierlichkeiten, bei welchen auch unter dem Portale, in welchem das beklagenswerthe Attentat vom 26. Juli geschehen, einige Lieder abgefungen werden sollten, entschieden abgelehnt. Der Monarch ist vielmehr von dem einen Eisenbahnhofe nach dem andern gefahren, ohne sich durch die verschiedenen Deputationen, die sich auf dem erstern versammelt hatten, aufhalten zu lassen. Eben so machte er es in Potsdam, wo ihn die Commune ebenfalls mit ihrer dienstfertigen Freude bestürmen wollte; er zog sich eilends nach seinem ländlichen Palast in Sanssouci zurück, wo er mit Alexander von Humboldt und einigen andern ihm nahestehenden Freunden die Stunden genoß, die er der ceremoniosen Langweil eben abgerungen hatte. Indessen wird ihm diese doch nicht ganz erlassen sein, denn wahrscheinlich wird am 24. September, an welchem Tage der König mit der Königin hier eintrifft, Alles nachgeholt werden.

Neben der Gewerbeausstellung ist nunmehr auch unsere Kunstausstellung eröffnet, über welche Ihnen wahrscheinlich Ihr marxistischer Correspondent besonders berichten wird. Ich bemerke daher für jetzt nur, daß, da diesesmal wieder eine zweijährige Pause seit der letzten Ausstellung stattgefunden, die Resultate auch wieder viel erfreulicher sind, als sie bei den von Jahr zu Jahr auf einander folgenden Ausstellungen waren, obwohl es diesesmal an Mittelmäßigem nicht fehlt.

Die Düsseldorf'sche Schule, die durch die Berliner Ausstellungen ihren ersten Ruf begründet, hat sich ebenfalls wieder, ihren Director Wilhelm Schadow an der Spitze, in voller Zahl eingestellt, doch ist von dem berühmtesten Meister derselben, von C. F. Lessing, nur eine Landschaft, und zwar eine „Flache, sumpfige, einsame Gegend nach Sonnenuntergang“ ausgestellt. Von den übrigen bekannteren Meistern der Düsseldorf'schen Schule hat Theodor Hildebrandt einen Dogen und seine Tochter, Karl Sohn eine Dame mit dem Spiegel, Hermann Stilke einen Kaiser Heinrich III., Adolph Schröder einen Till Eulenspiegel, F. W. Schirmer ein deutsches Abendbild mit mehreren anderen Landschaften, Rudolf Jordan Genrebilder von Friesland, Holland und der Normandie, F. P. Hasenclaver Rheinweinprobierer und Damenbrettspieler, zwei treffliche Charakterbilder, Eduard Bendemann (jetzt in Dresden) das Bildniß eines Knaben und Julius Hübner ebenfalls, jetzt in Dresden, eine Melusine geliefert. Unter den hiesigen Professoren hat sich diesmal auf ganz unerwartete Weise Karl Kolbe ausgezeichnet, der, obwohl nicht mehr ganz jung, sich an neue großartige Entwürfe gemacht und einen Kaiser Karl V. auf der Flucht, sowie einen Ezzelino di Romano geliefert hat, welche die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich ziehen. Von Wegas sind wieder einige wahrhaft ausgezeichnete Porträts — namentlich von Schelling und Karl Ritter — sowie ein Christus, der die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, ausgestellt. Wach hat eine große Composition, der heilige Otto und die ersten Christenkinder in Pommern, Hensel einen Kaiser Wenzel und den jungen Prinzen von Wales, Böcker wieder eine treffliche Auswahl von Frucht- und Blumenstücken und W. Krause eine Anzahl wohlgelungener Marinen geliefert. Im Ganzen sind die kirchlichen Gegenstände weniger vorherrschend, als sonst; nur Wilhelm Schadow in Düsseldorf hat in gewohnter katholischer Weise wieder einige durch Zeichnung und Colorit gleich anziehende Compositionen eingesandt. Dagegen ist politische Malerei mit einigen sehr gelungenen Versuchen aufgetreten, wir zählen dazu die schlesischen Weber von Karl Hübner, die beiden trefflichen Gruppen polnischer Auswanderer von Elisabeth Baumann aus Warschau in Düsseldorf, sowie die ägyptischen Lager- und Beduinbilder von H. Kresschmar. Das Ausland ist durch einige Meister aus Frankreich (Horace Vernet, Lepoittevin, Ary Scheffer, Belangé, Mozin etc.), Belgien (de Biefve, Franz Cautaerts etc.), Holland (Koekloek, van Schendel), die Schweiz (Aurel Robert), und Rußland (Heubel, der für die Kaiserin von Rußland die drei Männer im feurigen Ofen gemalt) vertreten. Die aus Italien zahlreich eingegangenen Sachen führen wir hier nicht auf, da sie fast sämmtlich von Deutschen herrühren, doch gehört eines derselben, eine

neapolitanische Fischerfamilie von A. Nibel aus Baireuth in Rom zu den Perlen der Ausstellung. Aus dieser flüchtigen Uebersicht werden Sie entnehmen, wie reich diesmal unsere Kunst-Ausstellung bedacht ist. Im Ganzen sind 1335 Gemälde und Zeichnungen (ungeachtet die vielen unter Einer Nummer befindlichen Porträts) hundertsechzig plastische Bildwerke, dreiundzwanzig der Architectur angehörende Arbeiten, zweiundertzweiundvierzig Kupferstiche, Holzschnitte und Steindrucke, und achtundzwanzig Werke der Kunst-Industrie ausgestellt. Unter den Bildwerken befinden sich Meisterarbeiten von Rauch, Wichmann und Schwanthaler und einige treffliche plastische Arbeiten, die für das neuerstehende Opernhaus bestimmt sind.

Morgen endlich geht die „letzte weiße Rose“ von dem Redacteur dieser Blätter in Scene. Wir wollen hoffen, daß es diesem Drama nicht so ergehen werde, wie dem Preuss'schen „Moritz von Sachsen“, der nach der mit Beifall aufgenommenen ersten Aufführung dazu verurtheilt wurde, keine zweite zu finden. Glücklicherweise ist jedoch der Verfasser der „letzten weißen Rose“ nicht hier anwesend, so daß er nicht in die Versuchung kommen kann, falls er hervorgerufen würde, Dankesworte zu sprechen, die ihm so übel ausgelegt würden wie dem politischen Liederdichter Prus, von welchem übrigens — beiläufig bemerkt — ein Conterfei auf der Ausstellung sich befindet.

Nicht ohne einige Verwunderung hat man hier die Gratulations-Adresse gelesen, welche die Breslauer Universität an ihre Königsberger Collegen bei Gelegenheit der Jubelfeier der Albertina erlassen hat. Es ist in der That keine kleine Coquetterie, wenn sich die junge Breslauerin der alten Königsbergerin an Ruf und Freisinn an die Seite stellt. Namentlich was den letztern betrifft, brauchen wir nur an die Art und Weise zu erinnern, mit der man Hoffmann von Fallersleben in Breslau fallen ließ, um den Unterschied zu bezeichnen, der zwischen dem Geiste der einen Hochschule und dem der andern besteht. Auch würde es, um ein anderes Beispiel anzuführen, der Königsbergerin gewiß nie in den Sinn kommen, wie es die Breslauerin vor einigen Jahren gethan, für ihre philosophische Facultät ein Statut zu entwerfen, wornach keinem Juden der Grad eines Doctors der Philosophie ertheilt werden darf. Ex ungue leonem!

Iustus.

## II.

### Aus Breslau.

Noth und Glend. — Schneer's Bericht darüber. — Duncker's Ruh. — Zwei Lebendige. — R. Gottschall. — Die Universität, ihre lateinische Adresse, die Censur; die katholische Theologie.

Schlesien wird von den patriotischen Hyperbolikern die Perle in der Krone Preußens genannt. Diese stereotype Phrase erhält immer

mehr einen ironischen Beigeschmack. Nirgends kann das Elend größer sein, als bei uns. Ich bin in den Hütten polnischer Bauern gewesen und sah, wie die Menschen mit den Schweinen in schmutziger Friedlichkeit zusammenwohnten und aßen. Sie waren glücklich, denn sie kannten's nicht anders. Die schlesische Armuth hat bessere Tage hinter sich, und in der Zukunft droht ihr der Hungertod. Zwischen der Erinnerung an die Vergangenheit und der Furcht vor dem künftigen Tage sitzt sie im öden, trostlosen Nismuth und webt ihr eigenes Leichenhemde. Der Regierungsassessor A. Schmeer hat auf Kosten des hiesigen Comites zur Linderung der Noth unter den Gebirgsbewohnern fünf Wochen lang Pauperitätsstudien gemacht, und in einem Verichte das, was er mit eigenen Augen gesehen, getreulich erzählt. Eine haarsträubende Lectüre! Schmeer ist Salonmensch und Regierungsbeamter. Man kann sich denken, wie beredt der Thatsbestand gesprochen, wenn solch ein Historiograph ihm gegenüber zu dem Geständniß der sprachlichen Unfähigkeit gezwungen wird. Es ist Zeit, daß die Pfingsten kommen und uns neue Sprachen lehren. Vorerst aber Phrasen, wie die vom Perlen-Schlesien, ausgerottet! An solchem Wortreichthum ist sich Keiner satt. Und dann nehmst uns das Schloß vom Munde, daß wir zu stammeln versuchen können, ehe der Tag kommt, wo die neue Grammatik sich mit Keulenschlägen anmeldet. In einem Dorfe der Grafschaft Glas haben die Bauern der Grundherrschaft die Handfrohdienste aufgesagt. Die Widerspenstigen sitzen bereits im Kreisarrest zu Habelschwerdt. Die kleinen Eigenthümer in Schlesien befinden sich zu ihren Grundherren in demselben Verhältniß, wie die Weber und Spinner zu den Fabrikanten. Das arme Volk arbeitet, und die Reichen haben den Lohn dafür. Wir trösten uns damit, daß der liebe Gott und Dunker uns nicht verlassen werden. Letzterer hat sich in Langenbielau zur Freude aller Berliner Spikhuben häuslich niedergelassen und soll bereits eine Agentur seines hauptstädtischen Geschäfts eingerichtet haben. Auf das Soll bitte ich einen Accent zu legen, denn ich schreibe blos, was man sich hier in Breslau überall in die Ohren raunt. Wir gehen somit einer schönen Zukunft entgegen. Findet doch jetzt schon die Allgemeine Preussische Zeitung Manches bei uns, was zu loben ist, wie z. B. die Gedichte zweier Lebendigen, die vor Kurzem in Breslau erschienen sind. Sie meint, es gebe eine gewisse Sorte politischer Dichter, welche durch polizeiliches Einschreiten am besten widerlegt werden könnten. Trotzdem hätten die beiden Lebendigen nicht ein Uebrigcs gethan, daß sie den Herwegh, Gottschall und Dingelstedt (!) ein Bischen mit Ruthenkreischen regalirt. Eine vortreffliche Kritik dieser Zwei-Männer-Gedichte! Jede Seite in letzteren trägt in der That die polizeiliche Uniform, aus jedem Worte schauen Büttel und Haltfeste hervor. — R. Gottschall, dessen Freunde Sie neulich durch Abdruck einiger Scenen aus seinem

Robespierre erfreuten, hält sich gegenwärtig bei dem Grafen Reichenbach in Waltorf bei Reiffe auf. Letzterer, ein wackerer, politisch strebsamer Mann, wird das genannte Drama seines Gastfreundes auf eigene Kosten herausgeben. Unser Censor streicht schon drei Wochen lang im Manuscripte herum. Hat wohl Robespierre geahnt, daß ihn nach fast einem halben Sæculum noch die Censur verstümmeln würde? Unsere Universität hat in der jüngsten Zeit wieder von sich reden gemacht und zwar wegen der freisinnigen Adresse, womit der Professor Haase im Namen seiner Collegen der Albertina gratulirte. Unter achtzig Männern spricht einer ein Wort, wie es gesprochen werden soll, und die Welt schlägt lauten Jubel auf! Was folgt hieraus wohl für die neunundsiebzig? Die Zeitungsschreiber übersetzten die lateinische Adresse in's Deutsche, der Censor strich's. Die Zeitungsschreiber wollten das Original abdrucken lassen, der Censor strich's. Wohl Dir, Tacitus, daß Du Deine Werke vor zwei Jahrtausenden geschrieben, wo es noch keine Censur-instructionen, geheime Ordres und streichlustige Schönfelde gab. — Sämmtliche Studirende der katholischen Theologie haben sich zu einer Zeit, wo die Collectivpetitionen noch nicht verboten waren, an den Minister Eichhorn gewandt und um Besetzung der vacanten Lehrstühle ihrer Facultät gebeten. Doch nein, sie haben die Petition dem Regierungsbevollmächtigten zur Weiterbeförderung übergeben. Derselbe ist darüber sehr erfreut gewesen und hat nur gewünscht, die Herren möchten, der Form zu genügen, das Bittschreiben durch die Facultät an ihn gelangen lassen. Es geschieht; aber seit jener Zeit hat man nie wieder von der Petition gehört. Sie soll nach der Aussage sehr glaubwürdiger Männer über das Weichbild der Stadt nicht hinausgekommen sein. Die katholischen Theologen betragen beinahe ein Drittel sämmtlicher Studirenden und haben nur drei Professoren. Encyclopädie der theologischen Wissenschaften und Dogmengeschichte sind noch niemals hier gelehrt worden, Pastoral, Katechetik, Moral, theologisches und kanonisches Kirchenrecht ist seit Jahren vacant. Gerechtigkeit gegen Alle! — warum diese stiefmütterliche Behandlung? — Eine Eigenthümlichkeit der hiesigen katholisch-theologischen Facultät lassen Sie mich noch erwähnen. Wenn es sonst die mit einer akademischen Würde bekleideten Professoren sind, welche den Geist der Studirenden überwachen und zum Gebrauch von Präventiv-Flanelljacken rathen, so ist es bei der hiesigen katholisch-theologischen Facultät umgekehrt der Fall. Die jungen Loyolas haben den Maßstab der Rechtgläubigkeit in den Händen und legen ihn an jede Neußerung ihrer Lehrer an. Paßt nun was nicht recht zu ihrem frommen Märchenglauben, so eilen sie alsbald auf den „Dom“ und verlegern die Männer bei dem hohen Tribunal. Also auch Druck von unten nach oben, Druck überall!

x.

## III.

## Therese und ihre kritischen Freunde.

(Eingefendet.)

Unter den literarisch bekannten Personen, welche in Hamburg leben, wird eine Dame von Rang gegenwärtig viel genannt: Frau von Bacheracht, die Tochter des russischen Gesandten, von Struve, in Hamburg. Sie schreibt unter dem Namen Therese. Eine der letzten Nummern der Illustrierten Zeitung, brachte das wohl gelungene Porträt dieser Schriftstellerin und eine Analyse ihres literarischen Charakters. Diese Kritik ist so überschwänglich ausgefallen, daß man wohl sieht, ihr Verfasser hat mit anderen Augen, als denen eines Kritikers, geschaut. Zur Herstellung einer richtigeren Würdigung des literarischen Charakters der Frau von Bacheracht dürften daher einige Worte hier am geeigneten Platze sein. Ihr erstes Auftreten fällt in jene Epoche des weiblichen Lebens, die sich, als der Uebergang aus der reiferen Jugend in das nahende Alter, bei den Frauen sehr häufig durch einen tieferen Ernst auszeichnet. Im Rückblick auf eine vielfach bewegte Jugend, auf ein buntes Gemisch von glänzenden Erinnerungen, die ihr das Leben in diplomatischen Kreisen, am Petersburger Hofe und an deutschen Höfen gab, gebannt in die Verhältnisse einer schlichten Bürgerstadt, die für ihren lebhaften, nach Abwechslung dürstenden Geist zu poesielos erscheinen muß; jung noch an Geist und Körper; im Verkehr endlich mit Schriftstellern und Schriftstellerinnen, lag der Gedanke nahe, ihre Zeit ebenfalls mit poetischen Arbeiten auszufüllen. Therese ließ sich von ihrem alten Freunde Strombeck in Braunschweig in die literarische Welt einführen. Ihre „Briefe aus dem Süden“ waren mit einem Vorwort ihres literarischen Protectors begleitet, das sich ganz dazu eignete, die Aufmerksamkeit des Publicums auf sie zu ziehen, aber auch zugleich die Schwächen und Mängel der Verfasserin scharf bezeichnete. Strombeck sprach ihr ein gutes Judicium ab und wollte überhaupt die Ansichten der Verfasserin in keiner Weise vertreten. Aufgemuntert durch den Erfolg ihres ersten Buchs, wandte sich Frau von Bacheracht entschieden der Literatur zu. Guskow's Bekanntschaft, die sie während der Anwesenheit desselben in Hamburg machte, konnte sie in diesem Entschluß nur bestärken. Guskow nahm die Stelle Strombeck's ein; nur in anderer Weise. Daß das junge Deutschland selbst in der Kritik galant sein konnte, bewies der Verfasser Wally's in seinen verschiedenen Besprechungen über die literarische Bedeutsamkeit dieser Frau. Wie giltig Guskow's kritisches Urtheil auch sonst sein mag, hier hat es sich doch offenbar irre leiten lassen durch die Keckheit und das äußere polirte Wesen, mit welchem Therese auftrat. Wenn diese in der illustrierten Zeitung neben Georges Sand gestellt, ja sogar über dieselbe erhoben wird; wenn die kölnische

Zeitung und andere Blätter sich in ähnlicher Weise aussprachen, so muß man sich wundern, daß sich bis jetzt noch keine Stimme zur Steuer der Wahrheit erhoben hat, welche jenem gedankenlosen Lob die richtige Grenze setzte und vor der Ueberschätzung einer Classe von vornehmen Schriftstellerinnen warnte, die uns mit aufgewärmten französischen Emancipationsideen beglücken und sehr post festum eine Art weibliches junges Deutschland aufführen möchten. Eine Frau, die sich von den socialen Banden, in welchen sie als Tochter eines russischen Staatsbeamten, als Gattin eines russischen Diplomaten lebt, nicht zu lösen vermag, will Emancipation und alle möglichen modernen Tendenzen predigen. Und das soll mehr als dilettantische Laune und fashionable Coquetterie, das soll Beruf oder Genie sein? Wir können es nicht billigen, wenn ein Steinmann (im Mephistopheles), oder ein Hocker (in seinen saloppen Gedichten) diesen Charakter in überspöttlicher Weise besingen; aber es empört eben so sehr jedes rechtliche Gefühl, ihn als das baare Gegentheil von alle dem anpreisen zu hören. Die redliche Kritik sollte dafür sorgen, daß unter dem äußeren Schein, unter dem chevaleresken Gepränge, keine neuen Thorheiten in die Mode gebracht werden. Therese lehnt sich an jegliche Art von hergebrachter Renommisterei leidenschaftlich an; die Gestalten in ihren Romanen, ihren Novellen fröhnen alle ihrem „wühlenden“ Gefühl, wie die Verfasserin sagt, und auf ein Duzend gebrochener Herzen kommt es ihr nicht an, kurz, sie ahmt an den modernen literarischen Heroinnen fast nur das Unschöne und Neufferliche nach. Therese hat Beobachtungsgabe, sie erzählt einfach und gewandt; aber productiv ist sie nicht, in die geheimen Tiefen des menschlichen Herzens und der Zustände der Gesellschaft einzudringen vermag sie nicht, am allerwenigsten ist sie aber im Stande, die Erwartungen zu rechtfertigen, welche ihre literarischen Freunde über sie in Umlauf setzen. Ohne fremde Nachhilfe kann Therese nicht schreiben; Selbständiges ist nicht an ihr; sie mit einer Georges Sand in eine Kategorie zu stellen, ist eine Lächerlichkeit, die wie Satyre klingt. Therese schreibt pour passer le temps; von einer inneren Nothwendigkeit kann bei ihr nicht die Rede sein.

## IV.

## N o t i z e n.

Die Lehnin'sche Prophezeiung. — O'Connell's Freilassung. — Nachwehen der Königsberger Jubelfeier. — Der Nationalverein, ganz todt. — Slavismus in Steyermark. — Slavisches Museum in Wien. — Das Siebenbürgner Wochenblatt. — Erklärung des Herrn Professor Subig. — Der Rheinische Beobachter. — Edgar Bauer.

— Die Grenzboten erwähnten neulich der Lehnin'schen Prophezeiung, die man auf das Attentat des Eschsch deutet, begehen dabei

aber einen kleinen chronologischen Irrthum. Es heißt da nämlich: obwohl jeder einigermaßen scharfsinnige Kritiker wohl die Zeit nachweisen könnte, in welcher dieses Opus im neunzehnten Jahrhundert fabricirt worden, so hat es doch bei der für dergleichen mysteriöse Dinge empfänglichen Menge Eingang und Glauben gefunden. — Der „scharfsinnige Kritiker“ dürfte aber auf diese Nachweisung Zeit und Mühe vergeblich verwenden; denn es gab bereits vor mehr als hundert Jahren zahlreiche Drucke der genannten Prophezeiung. Mir selbst sind drei davon bekannt; der eine findet sich in: „Europäischer Staatswahrsager: d. i. wundersame Prophezeiungen von den vornehmsten Staaten Europas. Bremen, 1742. 8.“; ein anderer ist: „Der wiederlebende Frater Herrmann von Lehnin nebst anderen Prophezeiungen, lateinisch und deutsch. Frankfurt, 1745. 8.“; der dritte endlich: „Der neu vermehrte preussische Wahrsager, oder wundersame Prophezeiungen von den Regenten des kurfürstlichen Hauses Brandenburg ic. von Zoroaster, Engelland 1742. 4.“ Doch sind dies jedenfalls noch nicht die ältesten Drucke und die Abfassung dürfte frühestens an's Ende des siebenzehnten Jahrhunderts zu setzen sein. Diese in Leoninischen Versen (gereimten Hexametern) abgefaßte Prophezeiung war übrigens in früherer Zeit vielfach verbreitet und von dem preussischen Regentenhause gekannt und gesücht, daher auch verboten. Diejenige Stelle, welche man auf das Tschechische Attentat deutet, lautet:

Tandem sceptrā gerit, qui stemmatis ultimus erit:  
Israel infandum scelus audet \*) morte piandum. C. H.

— O'Connell's Schicksal ist eben so eigenthümlich, wie seine Stellung. Während es Viele gibt, die seinen Charakter — wie jedes Agitators, der zu klug oder zu glücklich ist, um verbrannt oder gekreuzigt oder gehängt zu werden — verdächtigen, wird er von Millionen seines Volkes mit ausdauerndem Enthusiasmus angebetet; während die Klugen im Lande seine politische Bedeutung sehr gering anschlagen und nur aus allerhand, jedem politischen Helden nothwendigen Nebenumständen ableiten wollen, zeigt sich doch jeder seiner Schritte, jede seiner kleinsten Bewegungen vom gewaltigsten Einfluß auf das stolze England. Es ist wahr, ohne die geistliche Volksherrschaft in Irland, ohne den Parteienstreit in England, ohne die Halbheit der Whigs und ohne den innern Zwiespalt der Tories wäre Daniel machtlos. Warum ist aber kein Anderer durch diese „ohnes“ mächtig geworden? Warum wußte nur er sich mit dem tiefsten, in-

\*) Nach einer anderen, wohl richtigeren Lesart: audit. — Von dem zuletzt genannten Abdruck der Prophezeiung besitzt der Antiquar Ernst in Breslau ein Exemplar.

dividuellsten Geiste seines Volkes so zu identificiren, daß er siegt, nicht bloß, weil er die Tugenden, sondern eben so sehr, weil er die Schwächen seiner Landsleute hat, und daß er dem halbvertretenen celtischen Stamm die höchste Geltung errang, die ihm bis heute zu erringen noch möglich gewesen? — Bei D'Connell's Beurtheilung haben die nach dem augenblicklichen Erfolg Nichtenden darüber triumphirt, daß der schlaue Agitator sich doch verrechnet, und sich gewöhnt, durch die scheinbar definitive Beseitigung des alten Mannes seine eigentliche Bedeutungslosigkeit zu beweisen. Man wird seine jetzige Freisprechung einem blinden Ohngefähr, einer englischen Inconsequenz oder Pedanterie zuschreiben; denn Niemand, und vielleicht er selbst nicht, hätte sich träumen lassen, daß das Urtheil der irischen Jury vom Oberhause werde umgestoßen werden. Es wird aber Andere geben, welche das Urtheil der Lawlords whiggistischen Sympathien und politischen Gründen, also mittelbar doch der Macht Daniel's und der Rücksicht auf die etwaige Wirksamkeit des nach  $\frac{3}{4}$  Jahren doch Freizulassenden zuschreiben werden, während das irische Volk seinem Führer die paar Monate Haft als ein volles Märtyrthum anrechnen wird. Wahrscheinlich also wird Daniel jetzt doppelt mächtig dastehen. Der Jubel des Volkes in Dublin, als am 7. September der Alte aus dem Gefängniß geführt wurde, war awful, d. h. Respect einflößend, und widerhallte durch die ganze katholische Welt Europas. — Die Coblenzer wollten ja sogar illuminiren.

— Die Nachwehen der Königsberger Universitäts-Jubelfeier bestanden: erstens in einigen Ordensverleihungen an Professoren, wobei natürlich — denn das gehört immer dazu — der populärste und freisinnigste Mann Königsbergs, Rosenkrantz ausgeschlossen blieb; zweitens in einem Duell aus politischen Gründen zwischen einem Offizier und einem Referendarius, in welchem der Letztere erschossen wurde.

— Welches Unrecht man der preussischen Regierung that, wenn man glaubte, sie wolle die Bildung eines deutschen Nationalvereins in Berlin protegiren, hat sich jetzt endlich gezeigt. Das Obergericht hat entschieden, daß Firmenich's, Wöniger's und v. Holzendorff's Aufforderung zu jenem Verein in Berlin mit Recht nicht gedruckt werden durfte. Das hieß freilich einen Todten zum Tode verurtheilen. Indes kann das Urtheil immer noch vollzogen werden; es gibt ja eine Auferstehung der Todten.

— Liegt nicht eine seltsame Ironie darin, daß wir von den Slaven immer zuerst auf unserer weltbekannten schwachen Seite, der philologischen, angegriffen werden? Die Slaven berufen sich auf unsere buchstabenreue Gründlichkeit und beweisen uns etymologisch,

daß wir selbst slavisch sind. Man lese nur den neuesten Bericht aus Grätz in der Augsb. Allgemeinen. Dort heißt es wörtlich: „Als nun der deutsche Freiherr Hammer-Purgstall sich für „Grätz“ erklärte“ — diese Erklärung war allerdings schon eine halbe Undeutschheit! — „und auf diese Autorität hin die oberste Behörde des deutschen Herzogthums den Beschluß faßte, hinfort „Grätz“ zur amtlichen Benennung der Hauptstadt zu erheben, da kicherte ein freudiges Lächeln von einem Hauptstüz des Slavismus zum andern. Unmittelbar darauf brachte die Wiener Zeitung bereitwilligt eine Abhandlung: „Grätz, eine Colonie der Slaven!“ worin durch das Zeugniß Schafarik's bewiesen wurde, nicht nur der Name der Hauptstadt, sondern der des ganzen Landes sei slavisch. Endlich ist eine Geschichte Steiermark's in slovenischer Sprache von Krempl erschienen!“ — Sieht der Berichterfasser nicht ein, daß alle diese Calamitäten nur eine Strafe des Himmels sind für den langweiligen, echt deutschen Streit über „Grätz oder Gratz“? Der Slavismus würde kein „freudiges Lächeln kichern“ lassen, wenn er nicht sähe, daß wir so ungeheueres Gewicht auf Namen und Buchstaben legen. Und wenn Grätz auch wirklich früher eine slavische Colonie war, und wenn der Name Gratz ein stoßslavischer ist, folgt etwa das Geringste daraus gegen die Existenz des deutschen Volkes in Steiermark? —

— Von ganz anderer Art ist ein Zeichen der Zeit, das uns aus Wien berichtet wird und, so charakteristisch es ist, bis jetzt doch nirgends beachtet wurde. Die Slaven, die in Wien aus allen Provinzen zusammenströmen, Czechen, Slovaken, Russen, Serben, Polen, Illyrier; die in der deutschen Kaiserstadt nicht ihre speciellen volkstümlichen Unterschiede, nur ihre Gemeinsamkeit als Slaven überhaupt fühlen und sich deshalb eng an einander schließen, wollten ein Museum, nach Art des juridisch-politischen Lesevereins, gründen. Die Regierung verweigerte ihnen die Erlaubniß dazu. Da öffnete der russische Gesandte den Slaven sein Palais und räumte ihnen einen Saal ein, wo sie alle slavischen Journale finden könnten, — natürlich gratis. Dieser Vorfall ist gewiß nur ein kleines Beispiel von dem, was sich im Großen und Geheimen hundertmal begeben mag. Wird und kann die österreichische Regierung dem russischen Gesandten jene politische Gastfreundschaft verbieten? Oder wird sie Repressalien ergreifen und dem österreichischen Gesandten in St. Petersburg einen Wink geben, dort die Polen an sich zu ziehen und zu protegiren? Gewiß wird sie weder das Eine, noch das Andere thun. Wer aber in dem politischen Kampf gegen Rußland bestehen will, muß sich ganz auf die Seite der Freiheit stellen; sonst kämpft er mit ungleichen Waffen. Rußland kennt nicht die halben Maßregeln, nicht die Rücksichten unseiner altersschwachen Diplomatie und ist daher Allen überlegen, die

ohne russische Nerven nach der Methode des ancien régime fechten. — Vielleicht bedauert man jetzt, daß man nicht lieber den Slaven ihr Museum erlaubte. Das wäre am Ende nicht so bedenklich oder ärgerlich gewesen.

— Die Deutschen sollten doch von Zeit zu Zeit ihre fernen Brüder in Siebenbürgen eines Blickes würdigen. Vielleicht, daß sie ihnen manchmal helfen, mit Rath und That, mit ihren weltumfassenden Theorien beistehen, vielleicht daß sie von ihnen auch manchmal etwas lernen könnten. Da sind z. B. die Sachsen in Siebenbürgen, vielleicht dazu auserwählt, dereinst die deutsche Vorhut gegen die Kosaken zu bilden. — Was weiß man von ihnen an der Elbe und am Rheine? Und doch hängen sie durch deutsche Tugenden, durch Sitten und Geisteskräfte mit ihrem Mutterlande zusammen, weniger durch die Fehler, die ihnen als echten Deutschen eigenthümlich sein sollten. Im Kampfe gegen die Wildheit ihrer Umgebungen, gezwungen, durch ewige Wachsamkeit, durch beständige Thätigkeit die theils zugestandenen, theils erungenen Privilegien und Rechte gegen die schleichende Gewalt zu beschützen, haben sie ihre Kraft gestählt, sind vorsichtiger, klüger, praktischer geworden. Sie sind wie die Eidervögel, die sich aus den Ebenen und Wiesen in die Felsenhöhlen Islands und der Dekneynseln geflüchtet haben. Der bricht den Hals, der sie da oben anzugreifen wagt. — Man lese nur das „Siebenbürgner Wochenblatt“ und seinen Gefährten, den „Satelliten.“ — Das ist eine Sprache, eine Kraft, ein Muth! Nichts von der servilen Phraseologie deutscher Zeitungen, Nichts von Kriecherei und Speichelleckerei; Alles gerade heraus, ohne Umschweife, wie es ihnen um's Herz ist. Börne hätte dort seine Deutschen gefunden, wie er sie wollte. Aber wer kennt das Siebenbürgner Wochenblatt, den Brief der Freiheit auf schlechtem Papier mit halbverwischten Lettern, von der äußersten Grenze der Civilisation? — Wir empfehlen es nicht nur deutschen Zeitungslesern, sondern auch vielen deutschen Journalisten als Erfrischung, wie als Probe kernhaften und zugleich eleganten Styles.

— Der „Rheinischer Beobachter“ des Professor Bercht, eine neue Zeitung, die in Köln vom 1. October an erscheinen soll, wird, nach dem Programm zu urtheilen, sich sehr contemplativ verhalten, also ein wahrer Beobachter sein. Bercht scheint den Unterschied zwischen „liberal“ und „conservativ“ gar nicht zu begreifen, oder blos moralisch zu nehmen.

— Edgar Bauer ist als Verfasser des confiscirten Buches: „Die Kritik im Streit mit Staat und Kirche“, in erster Instanz zu drei Jahren Festung verurtheilt worden. Der Streit wurde vor der

Polizei geführt und da haben Staat und Kirche natürlich einen glänzenden Sieg erfochten.

Herr Professor F. W. Subig schreibt uns aus Berlin vom 5. September: No. 10. (Seite 475,) der „Grenzboten“ enthält einen Ausfall gegen mich, den ich hiermit als übereilt und völlig haltlos bezeichne. — In der Regel nehme ich für meine Druckerei gar keine Bestellungen vom Publicum an; sie sind mir kein Bedarf, sondern eine Last, da meine Pressen mit dem Verlag meiner Buchhandlung bisher so beschäftigt waren, daß ich zuweilen sogar in anderen Druckereien mir noch helfen ließ. Die Arbeiten für das Königsstädtische Theater habe ich nach mehrmaligem Ersuchen übernommen, sie aber ohne allen Widerspruch gerne entbehrt, als man, nachdem ich längst schon und pflichtgemäß über den immer sichtbareren gewordnen geistigen Verfall der Königsstädtischen Bühne mich öffentlich geäußert, Meinungen daran zu knüpfen schien, die der Gesinnung und demnach der Ehre des Mannes entgegen sind. Diese Arbeiten wurden deshalb auch, als man sie mir in jüngster Zeit wiederholt von Neuem antrug, auf das Entschiedenste von mir zurückgewiesen. — Was nun die Berichte der Wossischen Zeitung über Hrn. Nestroy betrifft, so habe ich selbst sie zwar nicht geschrieben (da ich für meine Person jetzt die über das recitirende Drama des Königlichen Theaters übernahm), wohl aber diesen Wiener Komiker in einigen Darstellungen gesehen, und bin mit Vielen der Ueberzeugung, daß jene Berichte, in denen Hrn. Nestroy's gute Seiten gleichfalls von dem Referenten anerkannt wurden, vor jedem urtheilsfähigen Unbefangenen bestehen können und bestehen werden. Sind aber überhaupt, wie der Herr Correspondent der „Grenzboten“ sagt, die Theater-Berichte der Wossischen Zeitung von Einfluß, ist's eben nur, weil sie, so weit dies redlichem Streben möglich, an der Wahrheit festhalten. Es ist auch zu hoffen, daß dieser Einfluß den Zweck, die Erhebung des geistig sehr gesunkenen Königsstädtischen Theaters, befördern hilft, und hiezu, wenn ich's vermag, mitzuwirken, sollen mich keinerlei Anfälle hindern. — Uebrigens stimmen die Berichte über Herrn Nestroy in der Wossischen Zeitung mit denen der Spener'schen Zeitung und auch anderer Blätter hinsichtlich des Kerns genugsam überein. Ihr Herr Correspondent konnte daher seine Meinung gegen alle diese Urtheile kritisch geltend machen, ohne das Urtheil der Wossischen durch Unterschiebung persönlicher Motive zu discreditiren.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.